

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 34/3 (2007)

DOI: 10.11588/fr.2007.3.50771

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Nichtsdestotrotz ist die Idee, anhand von Chansontexten Rückschlüsse auf gesellschaftsgeschichtliche Entwicklungen zu ziehen, originell und durchaus auch legitim, da deren Autoren ohne Zweifel von den jeweiligen Zeitumständen beeinflusst waren und die Gesellschaft möglicherweise auch aktiv beeinflussen wollten. Allerdings ist die Feststellung, daß sich soziokulturelle Phänomene unter anderem in den Texten niederschlagen und die Chansons wiederum Rückwirkungen auf die Gesellschaft haben können, für sich allein genommen trivial, zumal damit ja nur ein einzelner Aspekt der gesellschaftlichen Entwicklung beleuchtet wird und man mit nahezu der gleichen Berechtigung andere Objekte (z. B. Filme, Mode, Nahrungsmittel, Kinderspielzeug) zum Ausgangspunkt einer ähnlich angelegten sozialhistorischen Abhandlung machen könnte. Damit derartige auf Einzelaspekten aufbauende Studien zu interessanten Ergebnissen führen können, bedarf es deswegen eines klar abgesteckten methodischen Rahmens mit einer eindeutigen, möglichst auch zeitlich begrenzten Perspektive – in jüngster Zeit wurden so beispielsweise die Texte der deutschen Schlager zwischen 1933 und 1945 als ein Exempel für die unterschwellige propagandistische Beeinflussung der Bevölkerung unter den spezifischen Rahmenbedingungen der NS-Diktatur mehrfach zum Gegenstand wissenschaftlicher Analysen. Im konkreten Fall wirkt es aber insgesamt etwas zu hoch gegriffen, auf der Basis von Chansontexten, so interessant dieser spezielle Aspekt in vielerlei Hinsicht auch sein mag, einen realistischen Überblick über die gesellschaftsgeschichtliche Entwicklung Frankreichs in den Jahren 1945 bis 1980 geben zu können. Die übertrieben wirkenden Deutungsversuche des Verfassers sind somit eine fast schon logische Konsequenz des überzogenen Anspruchs seiner Studie.

Alles in allem hat Dillaz eine gut lesbare und mit zum Teil interessanten Querverweisen angereicherte Darstellung der Entwicklung des französischen Chansons von 1945 bis 1980 geliefert; unter historiographischen Gesichtspunkten ist der substantielle Ertrag seines Buches jedoch eher gering, nicht zuletzt, da er auf die tieferen Dimensionen der gesellschaftlichen Veränderungen kaum eingeht – so ist das Aufkommen des sogenannten »yéyé-Stils« ja nur einer von vielen Faktoren der zunehmenden Westernisierung Frankreichs ab dem Ende der 1950er Jahre, und auch die Beschreibung der gesellschaftlichen Umbrüche, wie sie etwa der Algerienkrieg mit sich brachte, bleibt eher oberflächlich. An diesen Stellen stößt die Studie auf ihre Grenzen – das Leben ist eben doch kein Chanson und bis heute beschäftigen sich die meisten Chansontexte – Gott sei Dank – nach wie vor mit dem zeitlosen Thema Liebe.

Ansbert BAUMANN, Tübingen

Gerhard ALTMANN, *Abschied vom Empire. Die innere Dekolonisation Großbritanniens 1945–1985*, Göttingen (Wallstein) 2005, 461 S. (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, VIII), ISBN 3-89244-870-1, EUR 40,00.

Der Rückzug der europäischen Kolonialmächte aus ihren überseeischen Besitzungen, vor allem aus Asien und Afrika, und die damit verbundene Entstehung zahlreicher neuer Staaten gehört ohne Zweifel zu den einschneidenden weltpolitischen Umbrüchen nach 1945. In einem sich vor allem seit dem Ende der fünfziger Jahre rasant beschleunigenden und von der Londoner Metropole nur noch sehr bedingt steuerbaren Prozeß zerfiel das britische Empire in einem knappen Vierteljahrhundert bis auf wenige Restbestände in seine einzelnen Bestandteile, büßte Großbritannien seinen Status als Weltmacht ein und wurde als europäische Mittelmacht zum Juniorpartner der aufsteigenden amerikanischen Weltmacht. Altmann geht es in seiner durchweg klug argumentierenden Studie über den britischen Abschied vom Empire jedoch nicht um die äußeren Aspekte dieses geschichtsmächtigen Vorgangs, sondern um die innere Dekolonisation Großbritanniens in den Jahren von

1945 bis 1985. Indem er die innenpolitischen Debatten über den Rückzug aus Übersee nachzeichnet, will er zugleich die in der Forschung bislang dominierende These näher beleuchten, wonach die Dekolonisation als ein »gelungene[s] Beispiel der ideologiefreien und weitgehend friedlichen Abwicklung eines komplexen, materiell wie ideell tiefverwurzelten Traditionsbestands« zu bewerten ist. Sein Hauptaugenmerk richtet er dabei auf die Resonanz, welche die Dekolonisation in der britischen Presse gefunden hat.

Altmann begnügt sich allerdings nicht damit, denn es geht ihm um mehr. Er will den Diskurs über den inneren Abschied vom Empire einordnen in die allgemeine außen- und innenpolitische Entwicklung Großbritanniens von 1945 bis 1982. Dies erlaubt es ihm beispielsweise, die Frage zu diskutieren, inwieweit das Festhalten am Empire die innere Modernisierung und Erneuerung des Landes eventuell beeinträchtigt und damit die wirtschaftliche Malaise mitverursacht hat, die Großbritannien in den sechziger und siebziger Jahren heimsuchte. Auch die abwartende und abweisende Haltung, mit der London über lange Jahre hinweg die politische Neuorientierung auf dem europäischen Kontinent kritisch beobachtete, wird von ihm mit Blick auf die fortbestehenden Bindungen und Verpflichtungen des Landes gegenüber seinem ehemaligen oder noch bestehendem Reich erörtert. Dies hat allerdings zur Folge, daß er im Verlauf seiner Ausführungen – insbesondere für die Jahre von 1968 bis 1982 – immer stärker dazu tendiert, seine eingangs umrissene Fragestellung aus den Augen zu verlieren und Gefahr läuft, einen zunehmend kursorischen Überblick über die innen- und außenpolitische Entwicklung des Landes zu präsentieren, der dem bestehenden Forschungsstand kaum neue Erkenntnisse hinzufügt. Denn der Abschied vom Empire und damit auch der Prozeß der inneren Dekolonisation war, wie der Autor selbst mehrfach betont, bis etwa 1970 im wesentlichen abgeschlossen, nachdem Wilson 1968 den Rückzug von den verbliebenen Stützpunkten und Basen »East of Suez« angekündigt hatte. Die innenpolitische Diskussion über den Falkland-Krieg 1982 gehörte schon eher zum »Diskurs« über die tiefe Zäsur, welche die radikale Reformpolitik von Margaret Thatcher für die Entwicklung Großbritanniens bedeutete.

Alles in allem ist nach der Auffassung des Autors den Briten, sowohl den Eliten als auch der breiten Öffentlichkeit, der Abschied vom Empire erstaunlich leicht gefallen. Zu eindeutig war 1945 die Ausgangslage. London verfügte weder über die materiellen Ressourcen noch über den mentalen Willen, das Empire gegen den Druck von innen und außen zu verteidigen. Die militärische Kraft der Inselmacht war nach zwei Weltkriegen erschöpft, die Kontrolle über die weltweiten Handelsströme war verloren gegangen, finanzpolitisch war Großbritannien von den USA abhängig geworden und die zentrifugalen Kräfte im Empire hatten an Kraft gewonnen. Daher entstand nach 1945 in der innenpolitischen Diskussion des Landes über die Zukunft des Empire ein über Jahrzehnte hinweg tragfähiger Konsens, der es Großbritannien tatsächlich ermöglichte, sich in wenigen Jahren ohne größere innenpolitische Erschütterungen von seinen imperialen Verpflichtungen zu trennen. Der Abschied vom Empire wurde demnach in der öffentlichen Wahrnehmung immer weniger als machtpolitischer Verlust gedeutet, sondern in moralischer Perspektive als das Ende einer erfolgreichen imperialen Mission Großbritanniens interpretiert. Sich ganz anders als beispielsweise Frankreich in das eben Unvermeidbare zu fügen und das Ende des Empire als einen schon immer angestrebten Erfolg der britischen Zivilisationsaufgabe zu propagieren, war eine beachtliche Demonstration britischer Staatskunst. In diesem Sinne, betont Altmann, habe bereits 1945 Einigkeit zwischen Labour und den Konservativen über das Ziel bestanden, »die abhängigen Gebiete nach einem möglichst intensiven sozioökonomischen Reifeprozess in die politische Selbständigkeit zu führen«. Diesen Konsens hätten weder die nostalgischen Imperialisten auf der Rechten noch die lautstarken Antiimperialisten auf der Linken in nennenswerter Weise verschieben können. Unübersehbar wurde allerdings die Meßlatte, zu welchem Zeitpunkt ein Land die politische und wirtschaftliche Reife für den Übergang in die Unabhängigkeit erreicht hatte, vor allem im Zuge der beschleunigten

Dekolonisationspolitik unter Macmillan seit dem Ende der fünfziger Jahre nicht allzu hoch gehalten. Dies hing auch mit der vom Autor betonten Tendenz zusammen, daß die Briten ihr imperiales Erbe im Laufe der Jahre immer weniger als eine positive Verpflichtung betrachteten, sondern immer stärker als ein bedrückendes Erbe, welches das Land daran hinderte, nüchtern seine eigenen innen- und außenpolitischen Interessen zu verfolgen und die bestehenden knappen Ressourcen für den eigenen Nutzen zu verwenden. Die Entlassung Indiens aus dem Empire habe nicht zuletzt deshalb innenpolitisch kaum Probleme verursacht, da bereits im Jahr 1947 nicht das ferne Schicksal des Weltreiches über die politische Zukunft einer Regierung entschieden habe, sondern vielmehr die Innen- und Sozialpolitik und die damit verbundene Hoffnung auf Wohlstand. Insbesondere Macmillan war es dann, der ungeachtet aller Rhetorik Nutzen und Kosten des Empire kühl kalkulierte und seinen triumphalen Wahlsieg im Oktober 1959 nicht zuletzt der von ihm propagierten Maxime des »Never had it so good« verdankte.

Besonderen Belastungen ausgesetzt war dieser überparteiliche und eben auch von der breiten Öffentlichkeit getragene innerbritische Konsens in der Kolonialfrage jedoch immer dann, wenn die Interessen weißer Siedler mit den Ansprüchen der schwarzen Bevölkerungsmehrheit kollidierten. Dies geschah vor allem in der Zentralafrikanischen Föderation und nach deren unrühmlichen Ende in Rhodesien. Überraschend wenig erfährt der Leser in diesem Zusammenhang über die Rückwirkungen des jahrelangen Mau-Mau-Aufstandes in Ostafrika (1952–1956) auf die innenpolitische Debatte. Auch auf den »Sonderfall« Malaya, wo die Briten entgegen ihrem sonstigen Verhalten seit dem Sommer 1948 über Jahre hinweg mit militärischen Mitteln die dort operierende Guerilla mit Erfolg bekämpften, geht Altman nicht ein. Ausführlich erörtert er dagegen die äußerst kontrovers geführte innerbritische Diskussion über den fehlgeschlagenen Versuch von Premierminister Eden, 1956 mit einer Militäraktion am Suezkanal die Erosion der britischen Macht im Nahen Osten aufzuhalten.

Die anregende und von einer sicheren Kenntnis der Fachliteratur getragene Studie leistet ohne Zweifel einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der Entkolonialisierung nach 1945, ohne den Stand der Forschung in den wesentlichen Fragen zu verändern. Der erfolgreich verlaufende Prozeß des inneren Abschieds vom Empire wird jedoch mit all seinen Facetten und Verbindungen zu anderen Feldern der britischen Innen- und Außenpolitik deutlicher erkennbar, als dies vordem der Fall war. Für die Jahre von 1970 bis 1982 gilt dies allerdings nur noch mit Einschränkungen.

Rainer LAHME, Boppard

François KERSAUDY, Winston Churchill. *Le pouvoir de l'imagination*, Paris (Tallandier) 2000, 600 S. (Biographies. Figures de proue), ISBN 2-235-02250-2, EUR 23,00.

Noch eine Churchill-Biographie, so muß man fragen, obgleich mehrere neuere und neueste auch in französischer Übersetzung vorliegen oder sogar von französischen Autoren verfaßt wurden? Substantiell Neues wird man da nicht erwarten dürfen, zumal die Quellen schon lange zugänglich sind und Kersaudy sich in den Belegen nur selten – wenn überhaupt – auf Archivrecherchen und statt dessen überwiegend auf die Arbeiten seiner Vorgänger stützt. Spannend muß also vor allem die Interpretation sein, die er aus der Fülle des bekannten Materials ziehen wird.

Wie nicht anders zu erwarten, geht auch aus der Darstellung Kersaudys die beeindruckende Vielseitigkeit und die grenzenlose Energie Churchills hervor, mit der er die Möglichkeiten seiner Abstammung ebenso nutzte, und ebenso seine oft kompromißlose Eigensinnigkeit, mit der er immer wieder seine großen Chancen auch beinahe zunichte machte. Die bekannten Stationen der Kindheit und Jugend des späteren zweimaligen Pre-